

WOLFGANG MADERTHANER,
LUTZ MUSNER

Die Anarchie der Vorstadt

DAS ANDERE WIEN
UM 1900

campus

Die Anarchie der Vorstadt

Wolfgang Maderthaler ist Mitarbeiter des Wiener Stadt- und Landesarchivs und Geschäftsführer des Vereins für die Geschichte der Arbeiterbewegung.

Lutz Musner ist Wissenschaftssekretär des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften in Wien.

WOLFGANG MADERTHANER,
LUTZ MUSNER

Die Anarchie der Vorstadt

DAS ANDERE WIEN UM 1900

CAMPUS VERLAG
FRANKFURT/NEW YORK

Der Druck wurde gefördert
vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Wien

ISBN 978-3-593-36334-9 Print
ISBN 978-3-593-45803-8 EPUB (PDF)

2. Aufl. 2000

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 1999 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Satz: Satzstudio Rolfs, Dreis-Brück

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

www.campus.de

INHALT

Danksagung	7
Einleitung	9
Anarchie in Ottakring	17
Mündliches Land – Schriftliche Stadt	38
Projektion und Raster	51
Ein Panorama des Elends	68
Die Vorstadt als das ›Andere‹ der Zivilisation	86
Kompression und Dekompression	99
Vom Popularen zum Modernen: Wunschmaschine Massenkultur	111
Zur Hermeneutik des Profanen	135
Eine Kultur der Widersetzlichkeit	145
Die Revolte der Straße	166
Die Transgression des Popularen: Karl Lueger und Franz Schuhmeier	176
Anmerkungen	209
Literatur	228

DANKSAGUNG

Das vorliegende Manuskript dankt einer Reihe namhafter Kulturwissenschaftler und Kulturwissenschaftlerinnen wertvolle Kritik, Hinweise, Anregungen und Vorschläge. Besonders wollen wir dabei hervorheben: Helmut Gruber (New York Polytechnic) und Anson Rabinbach (Princeton University), die erste Entwürfe gelesen und mit ihren Anregungen und kritischen Hinweisen wesentlich dazu beigetragen haben, die Endfassung zu verfertigen. Gleiches gilt für Dan Diner (Universitäten Leipzig und Tel Aviv) und David Frisby (University of Glasgow) sowie für Rolf Lindner und Horst Wenzel (beide Humboldt Universität Berlin), die während ihres Aufenthaltes als Gastwissenschaftler des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK) in Wien so freundlich waren, das Manuskript durchzusehen. Carl E. Schorske (Princeton University) und Gotthart Wunberg (Universität Tübingen und IFK Wien), Doyens der kultur- und literaturhistorischen Erforschung der Wiener Moderne, haben mit großer Empathie und konstruktiver Kritik den Autoren geholfen, Schwächen der ersten Manuskriptentwürfe zu erkennen und die eigene Arbeit im Kontext der internationalen Moderne-Forschung einzuschätzen. Ähnlich zu danken gilt es auch Peter Feldbauer (Universität Wien) und Ferdinand Opll (Wiener Stadt- und Landesarchiv), Aleida Assmann (Universität Konstanz) und Christina Lutter (Universität Wien), die unser Vorhaben durch ihre konstruktive Kritik unterstützt und erleichtert haben.

Der vorliegende kulturwissenschaftliche Versuch über die Vorstädte in Wien um 1900 ist Teil eines größeren, vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr geförderten Forschungsvorhabens zur Wiener Moderne, das vom Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung durchgeführt wird und an dem Roman Horak und Siegfried Mattl (beide Universität Wien), Michaela Maier (Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung) sowie Gerhard Meißl (Wiener Stadt- und Landesarchiv) und Alfred Pfoser (Wiener

Städtische Büchereien) beteiligt sind. Ihnen allen verdanken wir nicht nur eine kongeniale Atmosphäre der kritischen Auseinandersetzung und des fächerübergreifenden Gesprächs, sondern vor allem auch eine tiefe Freundschaft, die uns geholfen hat, über die schwierigen Phasen der Arbeit produktiv hinwegzukommen. Nicole Dietrich hat durch Archiv- und Recherchearbeit die empirische Basis des Essays wesentlich erweitert und bereichert, Claudia Mazanek verdanken wir ein äußerst sorgfältiges und kompetentes Lektorat des Manuskripts.

Alle genannten Personen ließen uns vielfältige Hilfe und Unterstützung zukommen. Für den Umstand, daß nicht alle ihre Anregungen in gleichem Maße in der Endfassung berücksichtigt wurden, tragen allein die Autoren die Verantwortung.

Wien, im Februar 1999

EINLEITUNG

Zunächst war es wohl nicht mehr als ein latentes, vages, nicht näher ausgewiesenes Unbehagen, das sich mit immer größerem Nachdruck in einer Unzahl von Debatten, Streitgesprächen und Kontroversen artikulierte; im nüchternen Rahmen akademischer Veranstaltungen ebenso wie in spätnächtlichen Diskussionen in Cafés oder Vorstadtbeiseln. Das Unbehagen richtete sich gegen eine ganz bestimmte Praxis des kulturwissenschaftlichen Diskurses über die ›Wiener Moderne‹, wie er sich seit Mitte der achtziger Jahre etabliert hatte, *en vogue* geworden war und zur Beförderung akademischer Karrieren gleichermaßen diente wie – in seiner popularisierten Version – als Basis offensiver Fremdenverkehrsstrategien. Natürlich, es gab das zu Beginn der achtziger Jahre publizierte Meisterwerk von Carl E. Schorske über die Elitenkultur der Wiener Jahrhundertwende.¹ Aber anstatt Schorskes in Richtung eines ›Anderen‹ der Moderne durchaus offenen Ansatz zu dynamisieren und zu differenzieren, war das *Fin de siècle* gleichsam als die Summe seiner intellektuellen und künstlerischen Hervorbringungen ontologisiert und so zunehmend zu einem Schatzkästchen hochkultureller Pretiosen stilisiert worden. Die lebensweltlichen Kulturen der Vorstädte, die Welten der Zuwanderer, Proletarier und städtischen Parias blieben, analog zu ihrer Nichtwahrnehmung in der großen Wiener Moderne-Literatur, weitgehend ausgeblendet. Ihre projektive Erschließung durch das Zentrum, ihre eigensinnige, über ökonomische Integration bei gleichzeitiger sozialer und kultureller Exklusion hergestellte Verschränkung mit dem Zentrum waren nicht einmal in Ansätzen thematisiert. Wenn die ›Vorstadt‹ überhaupt Erwähnung fand, dann – je nach weltanschaulicher Disposition – entweder als Ort der Devianz und Unordnung, des Elends und der Entsittlichung oder als ein Terrain des utopischen ›Vorscheins‹ auf das »Rote Wien« der Zwischenkriegszeit, für dessen kommunale und politische Errungenschaften die Vorstädte die soziale Massenbasis abgeben sollten.

Andererseits waren die Vorstädte als Topos des populären Diskurses über Wien und das ›Wiener Wesen‹ stets präsent geblieben. Sie waren präsent im klassischen Wienerlied und, dies vor allem, sie waren präsent in einem größtenteils mündlich tradierten Kanon von Legenden und Mythen. Von großen Hungerrevolten war hier die Rede, von ungezügelter, lustbetonter Lebensfreude selbst in größter materieller Not wurde berichtet, von den gefürchteten und zugleich bewunderten Jugendgangs der Schmelz oder des Hernalser Flohbergs, von großen Gangstern und kleinen Gaunern in der Pose von Sozialrebelln, die in der vorstädtischen Bevölkerung bedingungslosen Rückhalt fanden, von Wäschermädel- und Lumpenbällen, von sogenannten Glasscherbentänzen in verruchten Kaschemmen und Beiseln und von in sich geschlossenen Territorien der Widersetzlichkeit schließlich, die die Ordnung des Zentrums in ihr Gegenteil verkehrten und von keinem wie auch immer verfaßten Regime zu disziplinieren waren.

Um den Spuren dieser populären Mythen gleichsam an Ort und Stelle nachzugehen, unternahmen die beiden Autoren des vorliegenden Essays im August des Jahres 1997 einen ausgedehnten Spaziergang durch den Ortsteil Neulerchenfeld des Bezirkes Ottakring, damals wie heute ein Proletarierbezirk schlechthin, damals wie heute Zentrum der Zuwanderung und der ungehemmten Zinsspekulation. Obwohl in jungen Jahren selbst aus der österreichischen Provinz zugewandert und mit den verschiedenen Aspekten vorstädtischen Lebens durchaus vertraut, wurde uns erst an jenem drückend heißen Sommertag, an dem die Stadt wie entvölkert erschien, mit aller Deutlichkeit folgendes klar: Das soziale Elend war und ist in dieser Stadt hinter einer Fassade von beeindruckender Schönheit verborgen, die ganz offensichtlich einen an der klassizistischen Ringstraßenarchitektur orientierten, homogenen Stadtkörper suggerieren soll. Die Zinskasernen der Ottakringer-, Thalia-, Kopp- und Herbststraße sowie von deren unzähligen Seitengassen sind, von ihrer äußeren Gestaltung her und soweit sie die massiven Flächenbombardements des Zweiten Weltkriegs überstanden hatten, wahre Prachtbauten, die den berühmten Ringstraßenpalais in vielen Fällen nur um wenig nachstehen. Sie bilden in ihrer äußeren Gestalt weniger einen Kontrast zum Zentrum als vielmehr seine symbolische Perpetuierung und verdecken so die für Wien charakteristische, doppelte sozialräumliche Faltung der Stadt. Denn Wien folgt in seiner Topographie einem konzentrischen Muster, in welchem sich innere und äußere Vorstädte, sozial abfallend, um das Zentrum gruppieren. Die Grenzen sind aber weniger durch baulich-ästhetische Unterschiede festgelegt als

durch die soziale Markierung urbaner Territorialität. Nicht die materielle Stadtgestalt allein lokalisiert die unterschiedlichen sozialen Gruppierungen und Klassen, sondern kulturelle Praxisformen, die unterschiedliche Wahrnehmungen und Nutzungen städtischen Terrains ebenso wie das Ausmaß an wechselseitiger Kommunikation bzw. Abschottung festlegen. Diese äußerliche Illusion eines homogenen Stadtkörpers aber läßt die stadtimmanente Politik von Identität und sozialer Differenz um so deutlicher werden.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen, die nach dem Ende der Exkursion im Gastgarten eines Wirtshauses namens »Vorstadt« ihre erste Gestalt annahmen, schien es uns naheliegend, »Wien um 1900« von seinen Rändern her zu thematisieren und uns zu fragen, ob die Stadt in diesem Sinne als sozialer Text gelesen werden könne.

Robert Musil beginnt den »Mann ohne Eigenschaften« überraschend. Eine ausführliche meteorologische Beschreibung eines schönen Augusttages des Jahres 1913 in der Hauptstadt Kakaniens plaziert Mitteleuropa in einer politischen und atmosphärischen Metaphorik zwischen atlantischen und zaristischen Großwetterlagen. Diese »meteorologische« Sichtweise thematisiert implizit den revolutionären Technologiesprung des Ersten Weltkriegs, variiert so die Innovationen im Flugwesen und in der Telekommunikation und macht diese, auf der Folie von stereoskopischer Räumlichkeit und Dreidimensionalität, zu Beschreibungsparametern der Stadt. Aus der Makroperspektive taucht Musil unmittelbar in eine Schilderung städtischen Lebens ein, die Wien zum Gegenstand einer neuen Form urbaner Textualität macht.² Autos schießen durch schmale Gassen, ihre Bewegungen verdichten sich zu Strichmustern, lösen sich in weiteren Räumen wieder auf. Töne verbinden sich zu Geräuschprofilen, die eine Grundmelodie der Stadt artikulieren, von der wiederum klare Töne wie Gesteinssplitter abbrechen und wegfliegen. Und das ganze Gemisch von Beschleunigung und Beharrung, von Geräuschen, Tönen, Tonfolgen verbindet sich zu einem Muster, welches dem Autor zufolge einem Betrachter selbst »nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen« das Wiedererkennen der k. und k. Reichshaupt- und Residenzstadt leicht machen sollte.

Musil unternimmt hier offenbar nicht bloß den Versuch, die wissenschaftlich-technische Physiognomie einer der europäischen Metropolen des Fin de siècle zum Gegenstand von Literatur zu machen, sondern das Großstadtleben überhaupt als ein charakteristisches Emblem der Moderne zu entziffern. Mobilität und Beschleunigung bedeuten ihm eine »totale« Identität

einer Stadt, jenes Spezifikum, woran sie klarer erkennbar ist als an irgendeinem noch so signifikanten Einzelmerkmal.

Die Großstadt ist für Musil und viele seiner Zeitgenossen zur Metapher für ›Modernität‹ schlechthin geworden. Jedoch früher als jene schreibt er die *Stadt als einen sozialen Text* und legt damit eine Zugangsweise nahe, die unsere vorliegende Untersuchung kulturwissenschaftlich fruchtbar machen will. Es geht dabei, wie nachfolgendes Zitat illustriert, um die Verschränkung von symbolischer Sphäre und materieller Stadtgestalt, um die Linearitäten und Kontingenzen des Sozialen, um Beschleunigung und Stillstand von Lebensformen und um die Verdinglichung von sozialen Relationen und Referenzen in den spezifischen Formen der Urbanität.

Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgehen, Nicht-schritthalten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahntem, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander, und glich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht.³

Warum konnte Robert Musil diese Sichtweise und analytische Perspektive wählen? Welche neuen Signaturen hatte die Moderne in den Leib der Stadt eingeschrieben? In welcher Weise schließlich hatten sich die menschlichen Wahrnehmungen und Werthaltungen verändert, so daß die Großstadt als ein sozialer, d. h. gesellschaftlich lesbarer Text erscheinen konnte?

Vordergründig könnte man meinen, die Wahrnehmung der Stadt als sozialer Text wäre Folge einer hegemonialen Neuordnung, die das Primat der Schrift vor die tradierten oralen Kulturen vormoderner Urbanität setzt. Unsere im folgenden entwickelten Darlegungen sollen aber demonstrieren, daß die Ursachen und Wechselwirkungen wesentlich komplexer sind.

Am Beispiel Wiens wollen wir herausarbeiten, daß Diskurse und Texte als ein Projekt der symbolischen *Repräsentation* der Stadt für das bürgerliche und liberale Zeitalter konstitutiv sind. Dieses Projekt schafft nicht nur ein dynamisches und sich wandelndes Verhältnis von Zentrum und Peripherie, von Innen- und Vorstadt, das die Elitenkultur in Spannung zu den populären Kulturen der Vorstädte setzt. Es schafft zugleich neue Formen sozialer, kultureller und ökonomischer Ungleichheit und Spaltung, die das Stadtganze sowohl teilen als auch zugleich zu gebrochenen, herrschaftsdurchfluteten Austauschbeziehungen amalgamieren. Die spannungsreiche und konfliktgeladene Wechselwirkung von Spaltung und Homogenisierung



BILD 1

Favoritenlinie um 1900

Bildnachweis: Historisches Museum der Stadt Wien

insinuiert eine gesellschaftliche Dynamik, die für die Herausbildung früher Formen von Massenkultur charakteristisch ist. Denn die über das historische Gedächtnis der Unterschichten tradierte Distanz des Popularen zu den Eliten, die damit einhergehende Widersetzlichkeit vorstädtischen Lebens und die Fortexistenz bzw. Metamorphose gegenläufiger Subkulturen perforieren die durch die bürgerliche Repräsentation der Stadt artikulierte Ordnungspolitik. Sie verursachen Gegen- und Querbewegungen und unterlaufen die umfassende Durchsetzung der Hegemonie des Zentrums. Die Subkulturen als das *Andere* der bürgerlichen Repräsentation und Symbolisierung der Stadt bleiben in ihrer Kontingenz und Unschärfe als dissonante Stimmen im öffentlichen Raum präsent. Es ist ihre Uneindeutigkeit, ihre offensichtliche Disziplinlosigkeit und ›Wildheit‹, ihr Sein als das Gegenläufige zu Fortschritt und Zivilisation, die sie im bürgerlichen Blick als roh, krude, ja *amorph* erscheinen lassen. Dieser Blick gesteht ihnen weder eine notable Herkunft noch eine rationale Zukunft zu, d. h. sie sind ohne Geschichte. Und dennoch: Ihre ›Geschichtslosigkeit‹ bedeutet nicht nur

Ohnmacht und bedingungsloses Ausgeliefertsein, sondern stellt auch jene Barriere dar, die sie ihrer gänzlichen symbolischen Unterwerfung und ›binnenkolonialen‹ Beherrschung immer wieder entzieht. Man kann sie als das Vexierbild der Moderne und der modernen Stadt entziffern – nämlich als die in einem konventionellen Sinn *spurlose Moderne*.

Obwohl dieses Andere durch die Elitendiskurse als gestaltlos und *amorph* bezeichnet und durch die Zuschreibung einer Fülle bedrohlicher, politisch und sexuell angsterzeugender ›Tatsachen‹ marginalisiert wird, lebt es als soziale Differenz fort. Es manifestiert sich in der Alltagskultur, in den Bierhallen, den Beiseln, an Orten des Volksvergnügens wie dem Wiener Prater und dem Neulerchenfeld in Ottakring, in den Varietés und in den Singspielhallen. Und es manifestiert sich auch im städtischen Niemandsland der Kleinkriminalität, der Jugendbanden und der Prostitution – ein Niemandsland, das nicht nur einseitig soziale und kulturelle Devianz bezeichnet, sondern eben auch Teil eines umfassenderen lebensweltlichen Spektrums der Vorstadt ist. Dieses Spektrum verbindet elende Lebensumstände mit Strategien materiellen und ideellen Überlebens ebenso wie es industriell disziplinierte Arbeit und komprimierte, punktuelle Alltagsfluchten, sozialrebellisch verbrämte Kleinkriminalität und politisch artikulierte Widersetzlichkeit umfaßt.

Die projektive Segmentierung städtischen Terrains durch das Soziale bestimmt so symbolisch die Differenz von Herrschaft und Abhängigkeit und vielfach auch topographisch die Differenz von Zentrum und Peripherie. Die Vorstadt formiert sich also zuerst im Kopf, bevor sie sich als materielle Konfiguration realisiert. Ein dieserart dynamisierter Begriff von Vorstadt bezeichnet je nach Kontext und analytischer Perspektive unterschiedliches – reale Orte mit differenter Historizität (neue und alte Vorstädte), Zonen sozialer und kultureller Segregation, im Bezug auf das Zentrum marginalisierte Randgebiete und imaginierte Territorien des Anderen. Mit Georg Simmel verstehen wir damit die Grenzen, die die städtischen Territorien voneinander trennen, nicht als »eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen«, sondern als »eine soziologische, die sich räumlich formt«. ⁴ Die damit in das Stadtganze eingeschriebenen Spannungen zwischen hoher und populärer Kultur, zwischen Hegemonie und sozialer Differenz, zwischen verordneter Identität der ›Massen‹ und deren ›anarchischer‹ Widersetzlichkeit sind Schlüsselthemen des vorliegenden Essays. Es ist ein Versuch, die Stadt als Text des Sozialen zu lesen.

Am 17. September 1911 erhob sich das Proletarierviertel Ottakring in einer Hungerrevolte. Dabei ging es nicht nur um Auszehrung und Nah-

rungsmangel, vielmehr artikulierte sich darüber ein erstes, breites Aufbegehren marginalisierter vorstädtischer Massen. Diese setzten sich sozial nicht nur aus den ›immer schon dagewesenen‹ urbanen Unterschichten zusammen; es war vor allem die große Zahl der jüngst zugewanderten Migrantinnen und Migranten, deren Sehnsüchte nach einem besseren Leben im städtischen Kontext an den neuen Realitäten von Arbeit, Konsum und Reproduktion zu zerbrechen drohten. Sie hatten ihre mündlich und informell geformten, meist ländlich vormodern geprägten Herkunftskulturen hinter sich gelassen, um in der Metropole ihre Lebensperspektiven neu zu entfalten. Mit dem ›Dorf im Kopf‹ suchten sie einen konkreten Ort, gleichsam eine neue Heimat in einer von Technik, Wissenschaft und planerischer Vernunft zunehmend anders, linear und fragmentarisch zugleich konfigurierten städtischen Topographie. An den Rand und in die Peripherie gedrängt, sollten sie sich jedoch keine neue Heimat schaffen, sondern vielmehr sich in subjektiver Verelendung und individueller wie kollektiver ›Verfremdung‹ wiederfinden. Ihre Verortung in den industriellen Planquadraten der Moderne zeichnet auf ihren Körpern nicht nur ein sinnliches Panorama des Elends, sondern verschriftet und abstrahiert ihre Existenz als das Dunkle, Gefährliche, Amorphe und Andere der städtischen Ordnung. Ihr gleichermaßen symbolisch aufgeprägtes Anders- wie existentiell traumatisierendes Da-Sein erlaubt bloß ein Minimum an Freiheit und Selbstvergewisserung im Spannungsfeld einer entstehenden Massenkultur und einer fortlaufenden Sinnstiftung durch das Profane wie Banale. Ihr Sein entfaltet sich entlang der Vektoren von Macht, Ohnmacht und Dissens, von Anpassung, Indifferenz und Devianz, von Lethargie, Revolte und einer emergenten Politik der Massen.

Mit dem vorliegenden kulturwissenschaftlichen Essay wollen wir das bislang in der Moderne-Forschung vornehmlich hochkulturell gezeichnete Bild der Wiener Jahrhundertwende und deren Eliten erweitern, relativieren und korrigieren. Es geht darum, die Vorstädte nicht nur als Annex, sondern als ein Inneres der Moderne zu verstehen. Wir fassen sie als jenes Feld auf, in dem sich populäre Kultur als Medium des Austausches und der Verhandlung von Fortschrittsnarrativen und Rationalisierungsstrategien einerseits sowie von sozio-kulturellen Strategien des Überlebens und der Selbstbehauptung andererseits artikuliert. Sie bestimmen dadurch die Leitkulturen des Zentrums entscheidend mit. Nicht die Annahme eines monokausalen Determinationsverhältnisses zwischen Zentrum und Peripherie steht dabei im Vordergrund, sondern das Interesse daran, wie beide sich wechselseitig

verschränken, beeinflussen, konstituieren und dadurch Veränderungen ihrer Bestimmungen und Merkmale erfahren. In dieser Sichtweise ist das historische Gewebe der Wiener Jahrhundertwende nicht allein von einem klar umrissenen Zentrum aus strukturiert und determiniert. Seine Textur ist vielmehr als ›Patchwork‹ zu sehen, in dem sich Macht und Ohnmacht, Politik und Kultur, Fremd- und Selbstbestimmung, Populäres und Elitäres zu jenem Muster verweben, das dem Wiener Fin de siècle seine ganz bestimmte, singuläre Färbung verleiht.

ANARCHIE IN OTTAKRING

Zum ersten Male seit dem Oktobertag 1848, an dem die Truppen Windischgrätz die Hauptstadt dem Kaiser wiedererobert haben, ist in Wien auf das Volk geschossen worden. Was selbst in den gewaltigsten Stürmen des Wahlrechtskampfes nicht geschehen ist, hat sich am 17. September in Wien ereignet. In ganzen Stadtvierteln blieb kein Haus, kein Fenster, keine Laterne unversehrt. In dem Proletarierviertel Ottakring wurden Schulgebäude und Straßenbahnwagen in Brand gesetzt. Barrikaden wurden gebaut, die Truppen schossen auf das Volk, und im Rücken der wild erregten Menge plünderte das Lumpenproletariat Geschäftsläden.

So beginnt der dreißigjährige Otto Bauer – Sekretär des Clubs der sozialdemokratischen Reichsratsabgeordneten, herausragender Vertreter der im Café Central beheimateten jungen austromarxistischen Theoretiker und nachmaliger, mehrfach wegen Tapferkeit vor dem Feind ausgezeichnete Oberleutnant der k.k. Weltkriegsarmee⁵ – seine im theoretischen Organ der deutschen Sozialdemokratie veröffentlichte umfassende Kritik der Ereignisse des 17. September 1911.⁶ Es sei die »Weltkalamität« der Teuerung, in Österreich durch eine Reihe von besonderen Umständen verschärft, die die Massen der Wiener Arbeiterschaft zur »Verzweiflung« getrieben und eine »gewohnte Straßendemonstration« zur (scheinbar) »zielloßen Revolte« der Vorstadt gesteigert habe.

Otto Bauer deduziert diesen der politischen Strategie und Intention der zeitgenössischen sozialdemokratischen Eliten in jeder Hinsicht zuwider laufenden Aufstand des Wiener Vorstadtproletariats aus einer breiter angelegten theoretischen Einschätzung der Gesellschaftsentwicklung in der späten Habsburger Monarchie. Zweifellos hatte die im Prinzip glänzende ökonomische Prosperität der Jahre um 1910 wenig daran geändert, daß in Österreich ein im Vergleich zu den industrialisierten Staaten West- und Mitteleuropas geringeres Lohn-, aber höheres Preisniveau gegeben war. Insgesamt litt die Volkswirtschaft in gleicher Weise an den modernsten Erschei-

nungen kapitalistischer Wirtschaftsorganisation (Trusts, Syndikate) wie an einer allgemeinen Rückständigkeit, Kleinheit, Enge. Eine zünftlerische Gesetzgebung hatte die Expansion von Industrie und Großhandel nachhaltig behindert, zugleich aber den Markt in de facto jedem Produktionszweig einer kleinen Zahl kartellierter Unternehmungen ausgeliefert und somit die Bildung von Privatmonopolen planmäßig befördert; zugleich ermöglichten Befähigungsnachweis und Zwangsgenossenschaften auch kleineren Unternehmungen entsprechende Preisabsprachen. Landwirtschaft und Viehzucht stagnierten auf höchst rückständigem Niveau. Wiewohl knapp die Hälfte der Bevölkerung diesem Sektor zugehörig war, mußte ein größerer Teil des Lebensmittelbedarfs durch Import aus anderen Staaten gedeckt werden als etwa im Deutschen Reich, dessen Bevölkerung nur mehr zu knapp 30 Prozent der Land- und Forstwirtschaft angehörte. Weder die Alpen-, noch die östlichen Reichsländer erwiesen sich imstande, die Versorgung der österreichischen Städte und Industriegebiete hinreichend zu garantieren, die ungarische Landwirtschaft (gleichsam die ›natürliche‹ Hauptimportressource) litt an ähnlich dramatischen Gebrechen wie die galizische.

Nun hatte die dualistische Reichsverfassung des Jahres 1867 ein einheitliches Wirtschaftsgebiet geschaffen, das jedoch zwei Staaten, zwei Regierungen und zwei Parlamente umfaßte; die gesamte Wirtschaftsgesetzgebung fiel in das Gebiet der Staatsverträge und des Völkerrechts. Der Widerspruch, daß Österreich und Ungarn juristisch souveräne Staaten waren, zugleich aber ökonomisch und militärisch einen gemeinsamen Staat und ein gemeinsames Zollgebiet bildeten, ließ wirtschaftspolitische Auseinandersetzungen die Form von juristischen Kämpfen um die Auslegung von Staatsverträgen annehmen. Die ungarische Regierung als Exekutive des magyarischen Großgrundbesitzes hatte im Verein mit den österreichischen Agrariern ein komplexes System von Agrarschutzzöllen und Einfuhrverboten durchgesetzt. Dieses System fand im Zolltarif von 1906 als Kompromiß zwischen industriellem und Finanzkapital einerseits sowie Großgrundbesitz und Großagrariern andererseits seinen juristischen Ausdruck.

Zu einem Zeitpunkt, da aufgrund der strukturellen und technologischen Rückständigkeit der österreichischen und ungarischen Landwirtschaft vermehrt Lebensmittel aus dem Zollland eingeführt werden mußten, stiegen nunmehr die Weltmarktpreise, die ihrerseits durch Zölle und Einfuhrbeschränkungen im Inland noch weiter hinaufgetrieben wurden. So begann sich die Teuerung trotz relativ günstiger Wirtschaftskonjunktur auf die Lebenshaltung breiter, vor allem städtischer Massen gegen Ende des ersten

Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts fühlbar auszuwirken. Die Arbeiter-Zeitung brachte es auf den Punkt:

Durch die Teuerung wurde die Kaufkraft des Geldes um wenigstens ein Drittel verringert. Der Arbeiter fühlt sich am Tage der Lohnauszahlung einfach betrogen. (...) Er hat früher mit seiner Familie ein Zimmer und eine Küche allein bewohnt; heute muß er die enge Wohnung mit zwei Bettgehern teilen. Er hat früher dreimal wöchentlich ein Stück Rindfleisch gegessen; heute kann er sich diesen Luxus nur noch einmal wöchentlich erlauben. Er hat früher ein paar Heller für einen Sonntagsausflug, für ein Glas Bier, für ein paar Zigaretten erübrigt; heute muß er all dem entsagen, wenn er nur seine Kinder notdürftig ernähren will.⁷

In ungewohnter inhaltlicher Übereinstimmung konstatierte ein Leitartikel der Neuen Freien Presse, wie sehr die anhaltende Teuerung bereits zum klassen- und schichtübergreifenden Problem geworden war:

Unter der ungeheuerlichen Teuerung leiden die breitesten Schichten der Bevölkerung; der Mittelstand seufzt unter der fortwährenden und allgemeinen Aufwärtsbewegung der Preise nicht weniger schwer als die Arbeiterschaft. Das Budget der meisten Familien ist in Unordnung gebracht, weil in ihm die hohen Preise für die unentbehrlichsten Lebensmittel, wie Fleisch, Mehl, Milch, Eier, Fette, kurz für fast alle Nahrungsstoffe und die nahezu unerschwinglich hohen Mietpreise keinen Raum finden. Die soziale Frage wurde einmal als Messer- und Gabelfrage definiert, und die Teuerung, von der Österreich jetzt mehr als irgend ein anderes Land heimge sucht wird, ist das wichtigste soziale Problem, das es im Staate zur Zeit gibt. (...) Die wirtschaftliche Bedrängnis, in der sich die Bevölkerung befindet, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß man es in Österreich verlernt hat, großzügige Konsumentenpolitik zu betreiben.⁸

In Wien wurde das Problem der Lebensmitteleuerung durch eine dramatische Entwicklung des Wohnungsmarktes zusätzlich verschärft. Schlechte Wohnverhältnisse, hohe Wohnungspreise und drückende Wohnungsnot waren die Ergebnisse von Grund- und Bauspekulation, von Spekulation mit Baumaterial; nicht zuletzt hatten die staatlichen und städtischen Steuern (die Gemeinde Wien bezog an die zwei Drittel ihrer ordentlichen Einnahmen aus den Mietsteuern) zu einem beinahe völligen Stillstand im Arbeiter- und Kleinwohnungsbau geführt. Bereits 1907, also noch während einer gesamtwirtschaftlich günstigen Konjunkturlage, hatte ein Abschwung des Baugewerbes mit voller Wucht eingesetzt. Bis 1910 fiel der jährliche Wohnungszuwachs auf den tiefsten Stand seit Anfang der 1890er Jahre, in den Außenbezirken schrumpfte das Bauvolumen auf bis zu einem Viertel der letzten Konjunkturspitze. Damit verbunden reduzierte sich die Zahl der

Leerstehungen in den Arbeitervierteln in einem geradezu spektakulären Ausmaß; Hernals, Ottakring, Fünfhaus, Rudolfsheim und Simmering wiesen um 1910 nur mehr minimale, Meidling und Favoriten de facto keinerlei Wohnungsreserven auf.⁹

Unter diesen Umständen konnten die Mietpreise weitgehend abgekoppelt von Marktmechanismen diktiert werden, eine immer größer werdende Anzahl von Vorstadtbewohnern mußte sich mit Wohnungen schlechtester Qualität zu massiv überhöhten Preisen abfinden. »Um in einer solchen Situation nicht gekündigt zu werden, mußte man notfalls auch unter dem Existenzminimum vegetieren.«¹⁰ Die dringend benötigten, jedoch überaus wenigen und zudem übersteuerten in den Außenbezirken auf den Markt kommenden Kleinwohnungen blieben vielfach unerschwinglich. Das Resümee Otto Bauers ist knapp und präzise: »Wir haben schlechtere Volkswohnungen, höhere Wohnungspreise, drückendere Wohnungsnot als jede andere Großstadt Europas. Tausende finden in Wien überhaupt keine Wohnung mehr.«¹¹ Nun hat diese Aussage Bauers einen unzweifelhaft politisch-agitatorischen Charakter; denn selbst in der Habsburger Monarchie kann, nach allen uns vorliegenden Daten, davon ausgegangen werden, daß Lebensstandards und Wohnsituation für die breiten städtischen Massen zumindest in Budapest und Prag deutlich das Wiener Niveau unterschritten.¹² Und dennoch: Bauers agitatorisches Diktum reflektierte durchaus die Stimmungslage der betroffenen Wiener Vorstadtbevölkerung.

Die angespannte Situation auf dem Wohnungsmarkt zeitigte im Verein mit der rasanten Lebensmittelteuerung seit dem Sommer 1911 Symptome einer außergewöhnlichen Erregung der Vorstadtbevölkerung. So konnte auf dem Simmeringer Lebensmittelmarkt der Geschäftsverkehr nur noch unter dem Schutz eines großen Polizeikontingents abgewickelt werden, und in den Zinskasernenvierteln kam es immer wieder zu spontanen Kundgebungen gegen Hausbesitzer oder deren Bevollmächtigte. Am Abend des 9. September 1911 hatten sich, wie an den beiden vorhergehenden Tagen auch, einige hundert Personen vor einem Zinshaus in Meidling versammelt, um gegen die Erhöhung der Mieten und die mit deren Eintreibung beauftragte Hausbesorgerin zu demonstrieren. Die binnen kurzer Zeit stark angewachsene Menge ging, aus den Nachbarhäusern wirkungsvoll unterstützt, gegen die einschreitenden Wachmänner und Polizeiangenossen mit Steinwürfen vor und zerstörte in der Folge zahlreiche Fensterscheiben und Straßenlaternen. Eine von der nachrückenden Sicherheitswache getrennte, aus drei Polizeiangenossen bestehende Patrouille nahm die Verhaftung eines

jugendlichen Steinwerfers vor, worauf sich ein wüstes Handgemenge mit einem Teil der Demonstranten, die den Verhafteten zu befreien versuchten, entwickelte, in dessen Verlauf einer der Agenten durch einen Messerstich erheblich verletzt wurde. Als, wie der Polizeibericht vermerkt, die Lage der Patrouille »sehr bedrängt« geworden war, wurden von einem der Agenten mehrere Warnschüsse abgegeben, um Sukkurs durch die Sicherheitswache anzufordern, der es schließlich gegen zehn Uhr abends gelang, den »Straßenpöbel endgültig zu zerstreuen«. ¹³ Seine A.h. Majestät sah sich veranlaßt, den Tagesrapport 253 ex 1911 über diese Vorfälle mit folgender »Bleistiftbemerkung« zu ergänzen: »Es wäre an der Zeit, diesen wiederholten Straßensexzessen ein Ende zu machen.«

Zu jener Zeit aber war es bereits kollektives Wissen breiter Teile der Wiener Arbeiterschaft, daß organisierter Protest und Demonstrationen zu Erfolgen in der politischen Auseinandersetzung führen konnten. Als 1893 die feudal-klerikale Regierung Taaffee durch das Anwachsen eines kleinbürgerlich-nationalen Radikalismus ihre Mehrheit verloren hatte und das Privilegienparlament keine arbeitsfähige Regierungsmehrheit garantieren konnte, legte Badeni eine Wahlreform vor, die die Einführung einer fünften Kurie mit allgemeinem Männerwahlrecht vorsah. Dem lag die nüchterne Kalkulation zugrunde, daß die Furcht vor im Parlament vertretenen Proletariern eine Einigung der deutschen und der tschechischen Bourgeoisie herbeiführen werde. Den Arbeitermassen aber mußte die Erweiterung des Wahlrechts als ein unmittelbarer Erfolg ihrer Straßendemonstrationen erscheinen. Ähnliches wiederholte sich 1905 im Zuge der großen Auseinandersetzungen um die Einführung des gleichen und allgemeinen Männerwahlrechts. Die Krone hatte zur Einschüchterung der rebellischen magyarischen Grundherrenklasse das allgemeine Wahlrecht in Ungarn als ihr Programm proklamiert, die Nachrichten über den Ausbruch einer russischen Revolution im Zusammenspiel mit der großen Manifestation der Wiener Arbeiterschaft auf der Ringstraße verschafften den Argumenten der Straße erneut Gehör und mündeten in der Wahlrechtsreform von 1906. Am 2. Oktober 1910 erhob eine weitere Großdemonstration die Forderung nach Freigabe der Fleischieinfuhr. Und tatsächlich entschloß sich die Regierung – nachdem der Handelsvertrag mit Serbien zur Bestrafung für dessen Unbotmäßigkeit in der Annexionskrise fallen gelassen und der rumänische Viehbestand im Zuge des Zollkriegs zugrunde gegangen war – zur Einfuhr von billigem argentinischem Fleisch. Wieder hatte eine Straßendemonstration ganz unmittelbar positive Erfolge gezeitigt, und in Teilen der organisierten Arbeiterschaft

begann sich ein vager Glaube an die Allmacht öffentlicher Manifestationen zu bilden.

Die Regierung allerdings mußte ihre Zusage aufgrund des Drucks der ungarischen Grundherren und der österreichischen Agrarier bereits nach wenigen Monaten zurücknehmen und dem argentinischen Fleisch erneut die Grenze sperren. Sofort wurden Stimmen nach weiteren Großdemonstrationen laut, die Massen selbst, so Otto Bauer, setzten ihren Willen in den sozialdemokratischen Basisorganisationen durch.¹⁴ Dazu trat ein weiterer Aspekt: Die Sozialdemokratie hatte die überschwenglichen Hoffnungen, die in ihre Präsenz und Arbeit im »Volksparlament« gesetzt worden waren, in keiner Weise erfüllen können. Die überlieferte Arbeitsteilung in wirtschaftliche und politische Kampfformen stagnierte, die wechselseitige Paralyse der herrschenden Kräfte ließ nirgendwo einen Bündnispartner zur Durchsetzung ihrer politischen, sozialen und ökonomischen Hauptforderungen ausmachen. Die Sozialdemokratie war auf sich selbst gestellt, war auf die Verteidigung von errungenen Kollektivverträgen, auf Kämpfe gegen die Wellen von Wohnungsdelogierungen oder Kompromisse zur Erhaltung der Lebensfähigkeit des Parlaments zurückgeworfen. Stagnation und Defensive ließen sie auf ihr traditionelles Instrumentarium der Politik der Straße zurückgreifen.

In Rahmen einer Serie von Protestversammlungen wurde von der Wiener Sozialdemokratie für den 17. September 1911 eine Straßendemonstration angesetzt. Die Stimmungslage in der Stadt war gespannt bis gereizt und der Ton der Reden ungewöhnlich scharf. Der Reichsratsabgeordnete Franz Schuhmeier etwa sprach davon, daß, wenn der Ministerpräsident die Fenster klirren und die Straße von den Rufen der Verzweiflung erdröhnen lassen wolle, er dies durchaus erleben könne. Für Max Winter, den Stadtreporter der Arbeiter-Zeitung, war es an der Zeit, wieder einmal die Straße sprechen zu lassen, um kundzutun, was des Volkes Wille sei. In dieser großen Not, so Parteisekretär Leopold Winarsky, müsse das Volk zur Selbsthilfe greifen, und die Frauenfunktionärin Gabriele Proft kündigte an, daß die »Volksaushungerer« den Notschrei der Bevölkerung, den Verzweiflungsschrei der Mütter zu hören bekommen würden.¹⁵ Die Vorfälle im Gefolge einer Volksversammlung in Favoriten sollten sich als Vorzeichen der Ereignisse des 17. September erweisen. Nach Abschluß dieser Veranstaltung zogen die rund 4000 Teilnehmer »unter demonstrativen Rufen und Absingen von Liedern« durch die Straßen des Bezirks, um gegen 20 Uhr zum Arbeiterheim zurückzukehren. Als größere Gruppen den Heimweg durch die